

Bilder einer Stadt

Autor(en): Gabrielle Alioth

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1995

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/cddb2b29-985d-47a7-a28b-86150ddcc819>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Bilder einer Stadt

Er sah die Stadt zum ersten Mal von dem Hügel im Osten aus. Seine Kleider waren immer noch feucht, und der schafige Geruch des trocknenden Tuches trieb ihm die Tränen in die Augen. Oder war es der Wind, der ihm die Tränen in die Augen trieb?

Der Regen war erst gegen Morgen verstummt, während er im Stall der Frauen lag. Er hatte sich glücklich gepriesen, dass sie ihn aufgenommen hatten nach den Tagen und Nächten in dem tropfenden, quellenden Wald. Mehrere Male hatte er gedacht, er habe sich im Zwielficht der Bäume verirrt, gehe seit Stunden im Kreis, und im nächsten Moment werde ein wildes Tier ihm den Weg versperren. Er verwünschte seine Vermessenheit, die ihn verleitet hatte, den Pfad über die Hügel zu nehmen, anstatt dem Fluss zu folgen – nur um die Stadt zuerst aus der Höhe zu sehen, noch bevor er sie betrat.

Der Wind trieb graue Schwaden über die Ebene. Der Fluss war ein helles Band, breiter und ruhiger nun, ohne Wunsch, sein Bett zu verlassen, und für einen Augenblick fragte er sich, ob es wirklich der gleiche Strom war, den er vor Tagen tosend über die Felsen stürzen sah. Hatte er sich doch im Wald verirrt?

Er kannte die Türme der Stadt von dem Holzschnitt in der Chronik. Darauf liegt die Mauer eng um die Häuser. Das Münster sitzt auf einem zerfurchten Felsen. Aus seinem rechten, noch unfertigen Turm ragt eine mächtige Winde, die wie ein Galgen über den Giebeln baumelt. Das Wasser ist in flachen, gleichmässigen Wellen zwischen die Ufer gezeichnet.

Der Fluss in der Ebene verschwand hinter den Dächern. Die Stadt schien braun aus dieser Entfernung, Zinnober und Umbra.

Er kehrte in den Stall zurück und begann, sei-

nen Sack zu packen. Das Leder war immer noch dunkel vor Feuchtigkeit. Er betastete die kleinen Leinenbeutel, die er auf dem Stroh ausgebreitet hatte. Wie durch ein Wunder waren die Pulver trocken geblieben. Zinnober und Umbra würde er mischen für die Stadt.

Die Frau, die ihn am Abend zuvor in den Stall gelassen hatte, brachte ihm Brot. Wieder meinte er zuerst, sie sei ein Kind, so zierlich war ihre Gestalt unter der Kutte. Ihre Augen waren älter, mit grossen, dunklen Pupillen. Oder war es das Weiss, das heller war?

«Du wirst die Stadt malen» sagte sie, und er nickte, als wäre es eine Frage gewesen. Er hätte gerne gewusst, ob früher auf dem Hügel tatsächlich nachts ein Feuer brannte, und auf den anderen beiden, im Norden und Süden der Stadt. Aber er wagte nicht, das Schweigen zu brechen. Später versuchte er, sich an ihren Mund zu erinnern. Sie hatte breite Lippen gehabt, die sich, auch wenn sie lächelte, an den Seiten ein wenig neigten, und dann schien ihm ihr ganzes Gesicht aus weichen, ovalen Linien zu bestehen.

Er folgte ihr quer durch den Wald den Hang hinab. Das Laub war lichter nun über ihnen, und manchmal liess die Sonne die Blätter erstrahlen. Dann schien ihm ihr weisses Gewand von den Farben des Regenbogens gefleckt. Wie lange ging er schon hinter ihr? Er hatte vorgehabt, einzelne Häuser zu malen, Ansichten von Kirchen und Plätzen, die er den Bürgern verkaufen konnte, wie in den Städten zuvor. Nun aber entstand ein anderes Bild vor seinen Augen: Zeilen von Firsten, Türme, Treppen, die zum Fluss hinunter führten, Kähne am Ufer. Jeder Teil der Stadt war auf diesem Bild zu sehen und wie sie zusammengehörten, und

im Himmel darüber spiegelte sich das weiche, rötliche Braun. Das hatte die Frau gemeint, als sie ihn auf dem Hügel oben hiess, die Stadt zu malen.

*

Jede Stadt erinnerte den Maler an seine eigene. In jener Nacht, bevor er sie verlassen hatte, war er noch einmal durch ihre Gassen gegangen. An jeder Ecke klebte ein Stück Vergangenheit; wenn er sie zusammenfügte, ergäbe sich eine Landkarte seiner Jugend. Irgendwo kam er an einem halbfertigen Haus vorbei. Dass er es nicht mehr vollendet sehen würde, kam ihm mit einem Mal wie eine Strafe vor.

In der gleichen Nacht stand er frierend neben dem Wagen. Das Lachen der Freunde wurde lauter, die Worte auf seinen Lippen unaussprechbar. Der Fuhrmann hiess ihn aufsitzen, und ihre Züge verschwammen. Wie ein Kind, das feuchte Gesicht in seine Hände vergraben, versuchte er zu verstehen, was geschehen war.

Es war so einfach gewesen, den Entschluss zu fassen. Er blieb im Moment ohne Folgen, und der Maler tat Dinge gerne zum letzten Mal. Er besuchte noch einmal den alten Lehrer. Nun, wo er sicher war, dass er gehen würde, glaubte er, die Erinnerung an die Nächte in der Werkstatt ertragen zu können. Der Schein der Kerze war auf die unfertigen Altartafeln gefallen. Stunde um Stunde hatte er die Klumpen im Mörser zerrieben, um dann beim ersten Licht des Morgens die Farben zu mischen. Jedesmal war ein anderer Ton entstanden, wenn das Pulver sich im Eigelb löste, so sehr er sich auch an die Masse hielt, und der Alte hatte ihn verflucht. Eines Nachts entdeckte er, dass er die Schönheit des Altars nicht mehr sah, und auch seine Hände waren gefühllos geworden.

Der Fuhrmann setzte ihn vor einer Herberge ab. Die Wirtin füllte die Becher zur Hälfte. Zwischen den Essensresten krochen Käfer über den Tisch. Sein Blick wanderte zu seinem Sack neben dem Stuhl. Die anderen Gäste prosteten sich zu. In der Nacht glaubte er sich auf einem schlingernden Schiff. Er wusste, nach einer Weile würde ihm übel werden, und von nun an gäbe es nur noch Inseln.

Am nächsten Tag erkannte er, dass der Moment des Abschieds schon unerreichbar weit zurücklag. Er würde auf anderen Wagen fahren, in

anderen Herbergen sitzen, aber die Entfernung zu seiner Stadt würde sich nicht mehr vergrössern.

*

Am Fuss des Hügels war die Frau verschwunden. Hatte sie sich verabschiedet, ihm noch den Weg beschrieben? Immer wieder lenkten überschwemmte Wiesen ihn in andere Richtungen.

Zwischen den kleinen Äckern vor der Stadt standen Hütten. In so einer Hütte war er geboren, und er kannte den Geruch von gekochten Rüben, der aus ihren Türen drang. Vor einer der Hütten sass ein altes Paar. Er war versucht, sie nach dem Weg zu fragen. Sie würden ihm zu essen anbieten, von der lauwarmen Suppe auf ihrem Herd. Mit einer heftigen Geste verscheuchte der Mann die Fliegen, die ihn und die Frau umkreisten. Wüssten sie den Weg?

Eine Weile folgte er drei verhüllten Frauen, bis sie in einen Pfad einbogen, der auf einen Hof zuführte. Auf dem Dach wehten zwei unterschiedliche Banner. Die Gestalten davor dünkten ihn verkrümmt, schwerfällig in ihren Gesten, und als er begriff, dass es ein Spital war, meinte er, Stöhnen zu hören. Vielleicht waren die Gesichter der Frauen von weissem Schorf bedeckt. Dann sah er den Wachturm. <Durch mich führt der Weg in die leidende Stadt ...>

*

Er betrat die Stadt am Mittag durch das östliche Tor. Die Häuser waren hier niedriger als auf der anderen Seite des Flusses. Beim Gehen schaute er in ihre Fenster. In einer Stube sass eine ärmliche Frau am Spinnrad, und er musste lachen. Die Stadt war in allen Landen für ihre feinen Gewebe bekannt, und für den Reichtum, den sie damit erwarb.

Die Strasse führte ihn an eine Mauerecke. Dahinter musste ein Kloster sein, ein Garten vielleicht. Er glaubte, ein Singen zu hören. In dem Moment, als er die Augen schloss, stellte er sich vor, er sei in seine eigene Stadt zurückgekehrt. Seine Hände würden zittern. Er hörte ihre Stimmen in dem hellen Dialekt, und sie sagten noch immer das Gleiche. Würden sie ihn fragen, wo er gewesen war? Sähen sie ihm an, dass er nicht mehr zu ihnen gehörte?

Er roch die keimende Gerste auf der Tenne

einer Brauerei. Der Bach in der Strassenmitte bog nach rechts ab in eine Gasse. Die Häuser darin waren schmal und hoch, mit schrägen Dächern. Aus einem lächelte die Frau mit dem ovalen Mund auf ihn herab. Dann bemerkte er, dass ihr Haar blond und kurz war, und auch das Gesicht war nicht dasselbe. Als er sich nach einigen Schritten wieder umwandte, war die Fremde verschwunden.

Die Brücke tauchte unvermittelt auf, in einer Lücke zwischen den Häusern. Er bemerkte das Licht zuerst, ein Stück Himmel, dann erst sah er die hölzernen Planken. Vor dem letzten Haus stand eine Gruppe von Leuten um einen Weibel herum, der ein Urteil verlas. Er war sicher, seinen Namen zu hören, aber die Umstehenden beachteten ihn nicht. Schon beim ersten Schritt auf die Brücke umging ihn die Kühle des Flusses. Die Balken schwankten unter den vorbeifahrenden Wagen, er fühlte sich leicht mit seinem Sack voll Pulvern und Pinseln. Er war ein Fremder, und die Leute hier würden in seinen Bildern nicht nach den Strichen des alten Lehrers suchen, und nicht nach den Spuren seiner Vergangenheit.

Er blickte auf die Häuser am anderen Ufer, blau und weiss. Er würde sie wie die kostbaren Steine einer Krone malen, Malachit und Achat, und das Münster in ihrer Mitte als einen geschliffenen Granat.

Noch am gleichen Tag kehrte er über die Brücke in den niedrigen Teil der Stadt zurück. Aus den oberen Fenstern ihrer Häuser müsste das geschwungene Ufer gegenüber zu sehen sein. Gewiss war es richtig, in der engen Gasse nach einem Anfang zu suchen. Stehen ihre Fundamente nicht gar auf heidnischen Mauern?

In einem Hinterhof sassen Schatten um ein Feuer herum. Er blieb im Torbogen stehen und lauschte ihren Stimmen. Sie erzählten von belagerten Städten und Irrfahrten auf dem Meer, und eine Weile folgten ihm die Worte auf seinem Weg. Dann nahm er eine Kammer in einem Haus weiter oben am Fluss, von wo aus der Blick mit der Strömung zu den Landestegen am anderen Ufer treibt. Wer konnte sagen, wo der richtige Ort war, um mit dem Bild der Stadt zu beginnen?

*

In der Nacht träumt ihm, er gehe über den

Marktplatz. In einer Ecke steht ein Mädchen am Pranger. Er will die Vorübergehenden nach ihrem Vergehen fragen, aber sie verstehen ihn nicht. Mit einem Mal weiss er, wer sie ist. Der Wind rüttelt an den Läden, wie er erwacht.

*

Der Maler ging durch die Strassen der Stadt. Jeden Morgen nahm er sich vor, mit dem Bild zu beginnen, aber wenn er in der Dämmerung in seine Kammer zurückkam, schwankten die Häuser vor seinen Augen. Die Mauern rutschten, die Giebel neigten sich, aus den Dachstöcken schlugen Flammen.

Es hiess, sie hätten die Stadt sogleich wieder aufgebaut, auf den Trümmern, unter denen ihre Kinder, ihre Eltern begraben lagen, als wäre nichts geschehen. Manche wollten zuerst noch an einen anderen Ort, wo der Fluss schmaler, die Erde fester war; aber dann blieben sie doch. Die Risse in den Mauern des Münsters flickten sie mit eisernen Klammern, selbst ihr Glücksrad, über der Pforte zu den Linden hinaus, zwangen sie wieder zusammen. Zwischen den Säulen darunter steht noch jetzt der heilige Lukas, Schutzherr der Maler, mit leeren Augen, geblendet vielleicht von dem Unglück, das an seinem Namenstag die Stadt erschütterte.

*

In der Mittagshitze steigt der Maler manchmal die Treppe hinter dem Münster zum Fluss hinab. Je näher er dem Wasser kommt, um so schneller fliesst es an ihm vorbei. Wie viele Jahre hat er nicht mehr an das Mädchen aus dem Traum gedacht? Der Wind reisst ihr Gesicht auseinander.

*

Er sprach bei der Zunft zu Safran vor. Die Krämer sassen im Hof vor vollen Tellern und tranken aus buckligen Humpen. Neben dem Zuber mit den Weinflaschen lag ein Hund mit einem aufgetriebenen Bauch. Seine Augen waren blutunterlaufen. Die Krämer deuteten auf die bemalten Scheiben im oberen Stock und folgten dem Fremden mit abschätzigen Mienen. Der Seckelmeister in der Herrenstube fragte, was er denn male. Im ersten Moment wollte er auf die Kacheln des Ofens deuten und sagen, er kenne den Meister. Aber dann erinnerte er sich an den

Tod, der lachend das Geld des Bürgers nimmt, nach dem Arm des eiligen Krämers greift und dem Ratsherrn die abgelaufene Sanduhr zeigt. In einer Hafenschenke im Norden hatte der berühmte Mann die Blätter vor ihm ausgebreitet und ihm von einer Stadt erzählt, in der Geiz und Neid regierten und Engstirnigkeit die Künstler frieren liess.

Der Seckelmeister schüttelte den Kopf: «Ihr gehört nicht zu uns.» Und während der Maler die breite Treppe wieder hinunterstieg, dachte er an die Umriss der Stadt. Vielleicht hätte er sie gleich vom Hügel aus zeichnen sollen, vage, wie er sie in der Ferne sah, bevor ihre Häuser sich mit Gesichtern füllten.

Im Hof ging ein Schauer nieder. Jammern versuchten die Krämer, ihre Teller ins Trockene zu bringen. Schon nach wenigen Augenblicken schwamm der Boden in braunen Pfützen. Ungeachtet des kalten Gusses suchte sich der Maler einen Weg zwischen ihnen hindurch. Der Hund knurrte. Er griff in eine der überfließenden Schüsseln und warf ihm einen Knochen zu.

Die Zunft der Maler war im Haus zum Himmel. Dort schrieb man seinen Namen in ein Buch. Der Stubenmeister nickte, als er seine Geburtsstadt nannte, und der Maler hatte das Gefühl ihn anzulügen. Gewiss dachte der freundliche, rothaarige Mann an die Kirche, die sie in den letzten Jahren gebaut hatten, die neuen Häuser und die Bewohner, die der Maler längst nicht mehr kannte. Die Stadt seiner Herkunft lag in der Vergangenheit.

Die Zunftbrüder am Tisch luden ihn zum Trinken ein, aber dann redeten sie weiter, als wäre er nicht da. Einer war beim Wechsler gewesen. Der hatte den Schuldbrief auf einen alten Lumpen geschrieben, weil ihn das Papier reute. Weil auch der Tag ihn reute, sagte ein anderer, empfing er seine Schuldner sogar, wenn er auf der Latrine sass. Sein Haus hatte zwei Treppen, da er den Anblick seiner Frau nicht ertrug. Ihr Gesicht war weiss und faltenlos, und sie trank Branntwein. Das Gelächter rollte über den Maler weg, während sich die Geschichten in endlosen Kreisen drehten. Erst als der rothaarige Stubenmeister sie zum Aufbruch mahnte, fragte einer der Zünftler, was er denn in der Stadt wolle, und ein anderer wünschte ihm Glück.

Auf dem Heimweg ging er ein Stück weit dem Fluss entlang. In den Häusern neben dem Münster brannten die letzten Lichter. Es mussten grosse Räume sein, Säle mit vielarmigen Leuchtern, in denen die frommen Herren der Stadt Zaren und Sultane empfangen wollten. Das Wasser zog den Widerschein der Lichter auseinander. Zornige Gesichter erschienen, die Züge des alten Lehrers. «Wirklichkeit! Was kümmert mich die Wirklichkeit! Du musst die Stadt malen, die alle Städte enthält. Nur ein Narr will wissen, ob sie fünf oder sieben Türme hat.» Mürrisch hatte er seine Entwürfe beiseite gelegt und Kirchturmspitzen mit Kreuzen darauf gezeichnet, eine Mauer mit Scharten und Streben und einem Wassergraben.

*

Am nächsten Morgen setzte der Maler mit der Fähre zum höheren Ufer über. Das Boot lag tief im Wasser unter seinem Gewicht, und in der Mitte des Stromes schien es für lange Zeit zu verharren. Über ihm leuchteten die Ziegel der Kirchen in der Morgensonne. Wie die Schuppen eines Tieres, dachte er, und mit einem Mal war er voller Zweifel, ob es ihm gelingen würde, die Stadt zu malen, mit ihren Kämmen und Krallen und den Fahnen, die sich nachlässig am Himmel schlängelten.

Im Rathaus schickten sie ihn über Treppen und Gänge zur Stube des Schreibers. Vor der Türe zögerte er. Die Kammer drinnen lag in weissem Dunst. Zuerst meinte der Maler, es sei Rauch. Überall lagen Abschriften, Briefbücher und Faszikel. Der Schreiber musterte ihn unter krausen Brauen. Nach einer Weile schloss er den Band vor sich auf dem Tisch; weisser Staub stieg auf, drehte sich in Wirbeln und verteilte sich in der Luft. Während er sprach, blickte der Maler auf die Schubladen an den Wänden, unzählige, gleiche Fächer mit den gleichen, eisernen Griffen. Der Schreiber kannte jedes Haus in der Stadt. Seine linke Hand strich über den krausen, grauen Bart.

Es war Abend, als der Maler das Rathaus wieder verliess, durch eine kleine Pforte, die ihm der Schreiber zeigte. Über Stiegen gelangte er in unbekannte Gassen. Er las die Namen der Häuser über den Türen. Hinter jeder lag ein Teil der Stadt, unerreichbar hinter Schloss und Rie-

gel, und die dunklen Fenster blickten wie die hohlen Augen einer Larve auf ihn herab. Im Schatten einer Toreinfahrt sieht er sich plötzlich selbst mit dem Mädchen aus dem Traum. Auch das Gesicht des Schreibers hatte etwas verborgen, unter den krausen Haaren, und er stellte sich vor, darunter die Züge eines Engels zu sehen, oder eines Dämonen.

Mit einem Mal stand er auf dem Platz vor dem Münster. Hier hatten die Rüstungen der Ritter in der Sonne geblüht und die Spitzen ihrer Speere und Lanzen. War das Klirren ihrer Schwerter bis in die Stuben der Bürger gedrungen, oder waren die Bewohner aus anderen Gründen auf die Gassen gerannt, um die adligen Herren mit Pfeifen und Trommeln aus der Stadt zu prüfeln?

*

Seine Hände, seine Arme spüren sie, und in dem Moment, als er erwacht, wünscht er nichts sehnlicher, als das Mädchen wirklich zu halten. An diesem Tag meinte er, sie in den Gesichtern der Stadt zu erkennen. Die Leute in den Gassen waren ihm alle vertraut. Wie lange war er schon hier? Auf dem Tisch in seiner Kammer lagen Entwürfe. Er war dem Ufer entlang gegangen und hatte beobachtet, wie die Häuser in der Krümmung des Flusses auftauchten und wieder verschwanden. Überall fehlte ein Teil. Die Tage flossen ineinander.

*

An einem Abend führte ihn der Schreiber den alten Graben entlang. Sie waren sich sicher gewesen, Auserwählte zu sein in ihrer Stadt an der Biegung des Flusses, auch als die Beulen unter ihren Armen aufplatzten und das Beben sie lebendig unter ihren Häusern begrub. Sie bauten eine neue Mauer, weiter draussen, um die Vorstädte, die einst wie Stacheln aus der Stadt gewachsen waren. Dazwischen lagen Gärten und Wiesen, befestigt nun, von Büchsen- und Stachelschützen bewacht. Die Stimme des Schreibers schnarrte. Wenn ihre Verbündeten sich vor den Toren mit den Feinden schlugen, standen die Bürger in den Wehrgängen und schauten zu. Später holten sie die Kanonen der Besiegten in die Stadt, um sie auf ihren eigenen Bastionen aufzustellen.

Auf einem Feld trafen sie eine Gruppe gelehrter Männer. Da bewölkt das Laub der Bäume den

Himmel, und sie stehen mit ihren hohen Hüten zwischen den schlanken Stämmen. Der Schreiber stellte die Herren dem Maler vor. Einer war taub, einer sprach in Zahlen, und einer zeichnete Kurven in den Sand. Ihre Gesichter waren bleich, als wären sie Särgen entstiegen. Einer stand mit einem Glas in der Hand auf einer Kiste, und nach jedem Wort nahm er einen Schluck. Einer behauptete, er könne in eine Zukunft sehen, in der die Felder nur noch gute Ähren trügen, der Fluss in allen Farben glänzte und die Menschen ohne Hoffnung stürben. Der Schreiber grinste verstohlen.

Sie gingen durch den Gestank, den der Wind aus den Hinterhöfen herübertrug. Die Stadt war nicht weitergewachsen. Die Kardinäle waren bald wieder abgereist, der grämliche Gelehrte war an Gicht und Galle gestorben, und die einheimischen Bader hatten den eifrigen Arzt aus der Stadt getrieben, als er ihre Kranken mit seinen neuen Kuren zu heilen begann.

Seither blieben die Städter unter sich. Andere Brücken führten nun über den Fluss in den Süden. Die Münzstätte wurde wieder geschlossen, und zu den Messen im Frühjahr und Herbst kamen die Kesselflicker aus der Gegend und die Zuckerbäcker.

Der Bürgermeister, der im Palast des Dogen gewesen war, steckte die Gelder der Stadt in den eigenen Sack. Zum Schluss, lachte der Schreiber, bleibt nur das Bild des Meisters von ihm: sein dicker Hals zwischen verzierten Säulen, und zwischen seinen speckigen Fingern hält er eine goldene Münze. Sie sassen allein in der Stube zum Himmel, und während der Schreiber von der Stadt erzählte, meinte der Maler, auf einem steilen Pfad in eine Schlucht hinabzusteigen. Ab und zu kam der Stubenwirt und füllte ihre Becher. Nach einiger Zeit brachte er einen Teller mit gekochten Pilzen.

In dieser Nacht träumt der Maler, er gehe durch einen dünnen Wald, und wie er einen der verkümmerten Zweige berührt, vernimmt er die Stimme des Stubenmeisters. Später, als er die Stadt längst verlassen hatte, hörte er, der freundliche rothaarige Mann habe an einem Morgen sein Leben beendet; und der Maler versuchte sich an den Geschmack des Gerichtes zu erinnern.

*



Conrad Morand.
Das Basler Stadt-
bild am Rhein.
Um 1553.

△

Die Farbe der Stadt veränderte sich. Während der Maler ihre Winkel erkundete, verdunkelte sich der Zinnober, ungeschützt vor dem Licht, und zwischen den geschwärzten Flächen formten sich grelle Flecken.

In einer der Vorstädte hatten Gaukler eine Bühne errichtet. Er wartete am Morgen inmitten der Städter auf den Beginn der Vorstellung. Eine Frau spielte alle Rollen. Schon am gleichen Nachmittag war die Bühne wieder verschwunden, und einige Zeit später meinte er, die Frau auf der Strasse zu sehen, im Kleid einer Bürgerin. War alles Täuschung gewesen?

Er zeichnete nachts, wenn die Stadt in der Dunkelheit lag, um die Bilder in seinem Kopf deutlicher zu sehen. Aber schon am nächsten Morgen zerriss er die Blätter wieder. Sollte er auf den Hügel zurückkehren und sie von dort aus zu malen versuchen, als hätte er sie nie betreten?

Die Luft in den Gassen war schwer, und jedes Haus mahnte ihn an sein Versagen. Er blieb den Tag über in der Kammer. An den Nachmittagen versank er in einen dumpfen Schlaf, aus dem er mit klopfendem Herz erwachte. Einmal kehrte er zu den Gelehrten auf dem Feld zurück, und sie schickten ihn zu einem, der nach den Wurzeln der Bäume grub. Der sagte, die Träume der Menschen seien alle gleich. Der Maler dachte an das Mädchen. Eines Tages hatte er die Stadt, in der sie lebte, verlassen – aus Willkür, weil seine Bilder fertig waren, er wusste nicht mehr, weshalb.

Unvermittelt überfiel ihn Übelkeit und folgte

ihm auf seinen Gängen. Aus den Häusern drang Gelächter; auch wenn er in seiner Kammer ihre Fassaden zu zeichnen versuchte, hörte er es. Die Gassen verschoben sich hinter seinem Rücken. Sie strafte jeden Strich, den er malte, Lügen; jede Linie war Trug.

Eines Abends stand er mit seinem Sack an der Schifflände und wartete auf den Flösser. Aus der Trinkstube drang wüstes Grölen. Die Nacht war kalt, wie jede Nacht, in der er ging. Hatte er sich damals von dem Mädchen verabschiedet? Er hatte sich nicht überlegt, was nach seiner Abreise mit ihr geschehen würde, und mit einem Mal schien es ihm, sie müsse tatsächlich am Pranger gestanden haben. Als der Flösser endlich kam, war sein Gesicht blutbeschmiert. Er hatte es eilig.

Die Strömung zog das Floss auf den Fluss hinaus. Der Maler sass zwischen Kisten und Ballen und blickte zurück auf die schwarzen Wellen, Täuschungen und Enttäuschungen, vergessene Versprechen. Plötzlich griff er nach seinem Sack, Stiften, Federn, einem Stück Papier und begann, die Stadt zu zeichnen, die in der Dunkelheit an ihm vorüberglitt, ein Haus neben dem anderen, zu beiden Seiten des Flusses, so, wie kein ruhendes Auge sie jemals sehen könnte.

Er zeichnet die Kirchen, die in der Nacht verschwinden, die dunklen Fenster, die leeren Kähne, und die Hügel dahinter, auf denen einst Feuer brannten. Er zeichnet die Stadt, wie er sie aus immer grösserer Entfernung sieht, bis ihre Umrisse sich verwischen, nur ein Stück Himmel über ihr bleibt und ein paar Sterne.